

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 42.

Berlin, Dienstag den 8. April

1845.

Schweiz.

Lalonde's Wanderungen durch die französische Schweiz.^{*)}

Die Methodisten in Genf. — Malan und die Romiers. — Voltaire im Kloster Ser. —
Erinnerungen an Rousseau. — Ein Wingerfest in Vevey.

Es giebt verschiedene Arten von Reisenden, die die Welt durchwandern: Einige erzählen uns, wie sie essen und trinken, wann sie aufstehen und zu Bette gehen, wann sie weinen oder lachen, wie sie sich auf Lustpartien ihre Zeit verkürzen, sie berichten uns endlich Alles, was ihr wichtiges Individuum zu jeder Stunde des Tages erlebt hat; Andere fahren hinaus, um in der Fremde ihren Gewohnheiten und Neigungen ungehindert zu fröhnen, hoffen auch wohl, ihre Lieblingsträume und Utopien dort erfüllt zu sehen, und sind empört über das barbarische Land oder Volk, das, nach eigenen Sitten und Gesetzen lebend, sich einen besonderen Weg zur Erreichung seiner Bestimmung gebahnt hat. Der Jünger also, der im fremden Lande lehren und nicht lernen wollte, der Apostel, den Niemand verstehen kann oder mag, o! der große Mann fühlt sich im Innersten verletzt und schüttet dann seinen gewaltigen Groll über ein ganzes Volk aus.

Gering ist aber die Zahl der Reisenden, die ihre Landsleute gewissenhaft aufklären über alles Neue und Unbekannte, was ihnen in den Sitten und Gesetzen, in der Geschichte, in den Künsten und Wissenschaften des Auslandes entgegentritt. Dazu ist nothwendig, sich in ein Volk hinein zu denken und zu leben und es ohne Vorurtheil nach allen Seiten hin zu studiren. Herr v. Lalonde gehört zu dieser Kategorie und hat darum auch ein sehr lehrreiches Werk geliefert. Es entgeht ihm Nichts, was nur irgend wissenschaftlich ist; die Vergangenheit und Gegenwart der französischen Schweiz, alle bedeutende Männer, die dem Lande angehören oder die sich dort aufgehalten haben, lehrt er uns kennen, und mit wenigen Ausnahmen kann man Alles unterschreiben, was er uns mittheilt. Diese wenigen Ausnahmen berühren aber gerade recht empfindliche Punkte; der Verfasser ist nämlich ein strenger Katholik und eifert gegen die Protestanten und Philosophen. Er möchte die verirrten Schafe gern wieder in den allgemeinen Schafstall unter die Obhut eines einzigen Hirten zurückführen; er hält ihnen Buß- und Strafpredigten und wendet alle seine Logik an, um sie wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche hineinzulocken. Verzeiht man dem Autor diese seine Lieblingsneigung und Schwäche, — (und da er sie so offen und unschuldig ohne jesuitisch verüllte Nebenabsichten gesteht, wird man sie ihm wohl verzeihen) — so kann er uns als treuer und gewissenhafter Mentor in diesem Theile der Schweiz dienen.

Wir heben unter Anderem Folgendes aus dieser Reisebeschreibung hervor: „Seit dem Jahre 1816 sind englische Methodisten in der französischen Schweiz anständig. Sie lehren also: „der Glaube ist Alles, bewirkt Alles, die That aber Nichts. Der Sünder wird ohne sein Dazuthun tugendhaft, durch höhere Vermittelung, durch eine innere Stimme. Seine eigene Bemühung zur Erlangung dieser Gnade wäre sogar ein Verbrechen. Jeder Ungläubige wird verdammt, was er auch dagegen thue, der Gläubige aber wird selig, bloß weil er glaubt, trotz seiner Handlungen.“ Demnach wäre der Mensch eine bloße Maschine, die von der Vorsehung zu Gutem und Bösem angeleitet, also für Nichts mehr verantwortlich seyn könnte. Diese gefährliche Lehre ist jetzt besonders unter den arbeitenden Klassen Genfs eingewurzelt, die durch die Freigebigkeit der englischen Apostel bestochen worden sind. Daher rührt aber auch so mancher Zwiespalt in vielen Familien dieser Stadt, von denen ein Kind der kalvinistischen, ein anderes der katholischen, ein drittes der methodistischen Konfession angehört, und da sie mit Eifer an ihrem Glauben hängen, so entstehen daraus die heftigsten Reibungen. Die Priester dieser verschiedenen Sekten verfolgen sich natürlich auch unter einander, und einem früheren protestantischen Prediger ward es vom Magistrat untersagt, eine Kirche auf seine eigenen Kosten zu bauen. So protestiren die Einen gegen die Anderen. — Herr Malan, so heißt der Prediger, dem es nicht zugestanden ward, eine Kirche zu bauen, trennte sich von seinen Kollegen, welche die Gottheit Christi bezweifelten. Sie verlangten nämlich von den Kandidaten der Theologie folgendes schriftliche Geständnis: „Wir versprechen, so lange wir in den Kirchen des Kantons Genf predigen, unsere Meinung nicht aus-

zusprechen 1) über die Weise, in welcher die göttliche Natur mit Jesus Christus vereint sey; 2) über die Erbsünde u. c.“

„Darauf trat Malan seinen früheren Amtsbrüdern feindselig gegenüber und beschloß, eine neue Religion der wahrhaft Gläubigen, welche aber höhnisch von der Gegenpartei die „romiers“ (von momie, Mumie) genannt wurden, zu stiften. Malan ließ, weil es in der Stadt nicht erlaubt ward, außerhalb derselben einen Tempel bauen, wo sich denn die neue Gemeinde zur Andacht und zu frommen Zwecken häufig versammelt. Die Zahl der wenigen Auserwählten ward bald durch einen Haufen Proselyten vermehrt. Sie glauben, daß sie allein den echten Weg zum Heil gefunden haben, daß es Jedermann erlaubt sey, die Schrift nach seinem Erkenntnißvermögen auszuliegen, daß übrigens der heilige Geist jedem Gläubigen den wahren Sinn derselben andeute; daß, da Christus für alle Auserwählte gestorben, man nur zu glauben brauche, um selig zu werden. Der größte Verbrecher sey dieser Glückseligkeit theilhaftig; der allein werde verdammt, welcher dies nicht glaube, denn Christus selber habe gesagt: „Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden.“ (Ev. Markus 16. 17. 16.)“

Um diese neue Lehre ganz und gar kennen zu lernen, macht unser Reisender dem Gründer derselben, dem Herrn Malan, einen Besuch. Es entspinnt sich ein theologischer Wettstreit unter Beiden; der Eine will den Andern für seine Lehre gewinnen. Malan, dessen Logik und Gelehrsamkeit ohne Wirkung auf seinen Antagonisten bleiben, fängt darauf an zu singen und seinen Gesang mit der Orgel zu begleiten. Auch dieses Mittel schlägt nicht an; ihr Streit beginnt von neuem, sie belegen mit Bibelstellen, was sie durchführen wollen, sie werden nicht eins; der Eine hält nur den Glauben ohne die guten Werke nothwendig fürs Seelenheil, der Andere besteht aber auf beiden Punkten.

Malan war bettelarm, ehe er Methodist wurde; seitdem reiste er, gab Gastrollen, besonders in England, wo er mit Predigten und seinem Gesang jährlich 30,000 Francs gewonnen und jetzt mit seiner zahlreichen Familie im Besitz eines anständigen Vermögens ist. In unseren Tagen wird auf Alles spekulirt, sogar auf die Religion. — Malan ist übrigens einer von den Privilegirten, denen Gott noch heute erscheint. — So entschuldigte er sich, als er eines Tages zu spät in die Kirche kam: daß er mit Christus so eben eine lange Unterredung gehabt habe.

Die literarischen Charakteristiken bieten noch viel mehr Interesse: Wie z. B. Voltaire im Jahre 1770 Kapuziner vom Kloster Ser wird und sich „Bruder Franz“ nennt; wie er 1768 beichtet, kommuniziert und in der Kirche predigt gegen einen Dieb, der ihm eine Kuh aus dem Stalle gestohlen hatte. Er deutet auf den in der Kirche anwesenden Verbrecher, ermahnt ihn, „sich mit Gott auszuföhnen, dem er besonderen Dank dafür schulde, daß er noch nicht gehängt sey“, und daß er ihm einen so gnädigen Herrn, wie ihn, den Herrn v. Voltaire, gegeben habe; er bringt in ihn, dem Priester oder ihm (Voltaire) selber seine Sünden zu beichten. — Es war gerade Ostern, und Voltaire hielt einen stattlichen Einzug mit allen seinen Vasallen, die mit Flinien und Pallebarben bewaffnet waren, in die Kirche. Musik und Trommeln begleiteten diesen Zug. Der Bischof der Diözese war darüber erzürnt und schrieb sehr ernste Briefe an Voltaire, der ihm darauf sehr unterthänig und respektvoll antwortete. Der Philosoph fürchtete damals die Geißlichkeit, denn es war ihm wohl bekannt, daß sie bei Hofe darauf hinarbeitete, alle Schriften des „gottlosen Spötters“ zu verbieten.

Ueber Rousseau, von dem der Verfasser 120 unbekannte Autographen bei Herrn Coindet gesehen, theilt er mit, wie langsam und mühevoll der berühmte Denker geschrieben, wie er sonst immer jeden Brief mit diesen vier Versen angefangen:

„Pauvres aveugles que nous sommes!
Ciel, demasque les imposteurs,
Et force leurs barbares coturs
A s'ouvrir aux regards des hommes!“

Ein Brief von Rousseau's Vater ist besonders merkwürdig; der alte Genfer Uhrmacher beklagt sich bitter darüber, daß sein ungehorsamer Sohn seine Zeit mit Bücherlesen und schriftstellerischen Versuchen verändele.

Es ist unmöglich, einen vollständigen Begriff von diesem interessanten Werke zu geben, man müßte sonst die Geschichte der Literatur, der Politik und der Religion der Schweiz ausführlich behandeln. Schließlichs nur noch Einiges über das Wingerfest, welches von Zeit zu Zeit in Vevey gefeiert wird. An 17,000 Menschen wohnten diesem Feste bei. Mehrere Tage verfloßen unter Musik, Tanz und Gesang. Zwei Winger wurden mit der Me-

*) Le Léman, ou voyage pittoresque, historique et littéralre à Genève et dans le Canton de Vaud (Suisse) par M. Bailly de Lalonde. 2 vol. Paris, Danto, rue de Bussy, 1843.

baille der Winzer-Gesellschaft beschenkt und unter allgemeinem Applaus gekrönt. Dieses Fest besteht aus einem Gemisch von heidnischen und alttestamentlichen Gebräuchen. Die Prozession marschirte in acht Abtheilungen, an deren Spitze ein besonderes Musik-Corps mit dem Kostüm und den Fahnen jeder Abtheilung. Der Verwaltungsrath des Winzer-Vereins, junge Schäfereisen im Nationalkleid und mit Guirlanden geschmückt, Gärtner und Gärtnerinnen, Andere, welche Personen aus der Mythologie vorstellten, und zahllose Volkshaufen mit Sang und Klang bildeten das Gefolge.

Vor Allem erinnerten aber die Gruppen um Pales und Ceres an die Feste des alten Griechenlands. Hier sah man Priesterinnen mit ihren Altären, Weihrauch und Körbe mit Blumen, Früchten u. s. w., zum Opfern bestimmt, fehlten nicht; die beiden Göttinnen aber saßen auf vergoldeten Thronen, worüber reiche Baldachine ausgespannt waren. Alle Nymphen im weißen Kleid und in der Tunika von rother oder blauer Seide, die mit Gold und Silber verbrämt war. Die Schäfergöttin war von Schüttern und Schütterninnen umgeben, welche in bunten Reigen einherzogen; ein Wagen folgte, der mit allen Geräthen einer Seimerhütte versehen war. Hirten ließen ihre Kühe melken, thaten, als ob sie Käse machten und sangen im Chor den Kuhreigen.

Um die Ceres sah man Alle diejenigen versammelt, welche vom Ackerbau leben. Sie waren mit Blumen und Aehren geschmückt und tanzten. — Der Frühling bildete eine eigene Abtheilung, Jünglinge trugen die Attribute des Ackerbauers mit der Fahne der Gesellschaft; auf der Fahne stehen die Worte ora et labora (bete und arbeite).

Winzer und Winzerinnen bildeten das Gefolge des Bacchus, welcher, auf einer Sonne sitzend, von zwei Negern in afrikanischem Kostüm getragen ward. Zwei andere Neger schützten ihn mit einem Schirm gegen die Sonne. Wie Pales und Ceres hatte auch der Gott des Weines seine Musikanten und Weihrauch und Opferbringer. Ein Hohepriester mit langem Bart, ein Stier mit vergoldeten Hörnern, Satyre, Faune mit Thyrsusstäben und in Tigerfelle eingehüllt, muntere Bacchantinnen, welche das Tamburin schlugen, und endlich der alte dicke Silen zu Esel und auf zwei Neger gestützt, bildeten den Hofstaat des großen Gottes Bacchus. Die Satyre, Faune und Bacchantinnen tanzten an jeder Station ihre Bacchanalien, wobei aber nach dem Festprogramme alle unanständigen Bewegungen untersagt waren. Die stärkste Traube wurde von zwei Witzern getragen; an diese schloß sich die Arche Noah's. Noah und seine Frau saßen in ihrer Hütte und lehrten ihre Kinder Wein keltern.

Den Schluß dieses ganzen Festzuges bildete eine Bauernhochzeit. Das Kostüm der Hochzeitsgäste war mittelalterlich. Siebenhundert Personen waren als Spieler bei diesem wunderlichen Feste beschäftigt. W. R.

England.

Gegenseitiger Einfluß der Gesellschaft und der Literatur Frankreichs und Englands im 18. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Eines Tages erschien in dem Salon der Frau von Tencin, die auf die Nachfolge Ninon's de Lenclos rechnete und von Dubois mit seiner Liebe beehrt wurde, unter den geistreichen und vergnügungsfüchtigen Gästen ein Engländer von ausgezeichnetem Außern. Schön, von leichten Manieren, ein wahrer großer Herr, gewandt in der Rede, kühner in seiner Galanterie, als die jungen Herzoge der Regentenschaft, ein besserer Philosoph als Cassendi, ein größerer Gotteslästerer als Chaulieu, begab mit der Gewalt zu verfahren und zu befehlen, ward er bald Herr an dieser glänzenden Stätte der Unsitlichkeit, die sich später durch blutige Abenteuer berühmt machte und einen so eigenthümlichen Platz an der Schwelle der Regentenschaft einnahm. Dies war im Jahre 1715. Der Herzog von Orleans hatte, nachdem er Mann für Mann den alten Hof gestürzt und den Einfluß der Bastarde im voraus gebrochen, das Testament Ludwig's XIV. einen Tag nach dem Tode des großen Königs vernichten lassen, wobei ihm der Präsident Boissu, der unter dem Diktat des Monarchen jenes Testament geschrieben, behülflich war. So ging plötzlich alle Achtung vor der Monarchie und Erblichkeit verloren, und eine Scene, des Giltblas würdig, ward auf dem großen Theater der Politik gespielt. Damals glänzte in der lebhaften und frivolen Gesellschaft jener Engländer, der nach und vor so vielen Anderen der Geliebte der Frau von Tencin geworden war, ein Mann von weit energischerem und ungestümerem Charakter, als Alle, die ihn umgaben. Dieser Mann war Bolingbroke.

Er war aus London entflohen, denn er wußte, daß die Whigs ihn verabscheuten, daß die rigoristischen Puritaner seine Lüderlichkeiten verachteten und Georg I., der eben auf den Thron gekommen war, den Kopf des torpidschneidenden Premier-Ministers nicht schonen würde. Eines Abends erschien er glänzender als je dort in der Oper, forderte nach dem Gebrauche der großen Herren für den folgenden Tag eine Vorstellung, wie er sie wünschte, und reiste sogleich „mit einer großen Perrücke ohne Puder“ in der Livree eines französischen Kammerdieners nach Frankreich. Er entriß auf diese Weise den Anglikanern die Beute, nach der sie am gierigsten gewesen waren, ihre Rache gegen einen willkürlichen, gotteslästerlichen, vergnügungsfüchtigen und modernen Mann, dem sie hatten gehorchen müssen.

Der Styl in Bolingbroke's Schriften ist vielfach gerühmt worden; aber in Wahrheit ist er unrein und läuderlich und von den Stylarten, die gesprochen, nicht geschrieben seyn wollen. Was in seinen Büchern und seiner Unterhaltung zu einer Zeit der moralischen Langweile und des lebhaftesten Bedürfnisses nach Erfrischung der Gemüther besonders gefiel, war der scharfe Verstand, der alle

Traditionen und Autoritäten vor seinen Richterstuhl lud. Auch setzte er die Männer der englischen Kirche in Schreden. Die Puritaner, von denen er erzogen war und denen er durch Geburt angehörte, hatten ihn jene Kühnheit des selbstständigen Urtheils, jene stolze Selbstgenügsamkeit der Vernunft gelehrt. Als er aber die Waffe zu führen wußte, wendete er sie gegen seine Lehrer. Vermöge seiner Vorfahren also und seiner Erziehung gehörte er zu den Parteigängern Cromwell's, und als seine Neigungen in ihnen Feinde und Ankläger gefunden hatten, haßte er sie, wie er zu haßen verstand: er wurde Tory. So erklärt sich dieser eigenthümliche Charakter, der jede Beschränkung der Freiheit verhöhnte, selbst aber die Autorität über Alle üben wollte. Ein ungläubiger Puritaner, ein Epikuräer und Aristokrat, entzückte und erschreckte er zugleich durch diese bis dahin in Frankreich noch ungesehene Mischung der Ueberzeugungen die französischen Salons, und als Voltaire in seinem zwanzigsten Jahre bei dem Abbé von Chaulieu diesen Verbannten sah, der die Bibel annullirte, Reden hielt wie Pericles, seine Feinde verhöhnte, der gesellschaftlichen Formen spottete und den Seigneurs ihre schönsten Maitresses weghischte, glaubte der junge Schreibersohn, Alcibiades sey aus dem Grabe gestiegen. Das müssen prächtige Soupers gewesen seyn, zu denen der zwanzigjährige Voltaire, der alte Chaulieu, der verbannte Bolingbroke und der feine Graf Hamilton zusammenkamen. Der Gedankenaustausch, der da stattgefunden, ist in keinem Buche nachgewiesen; die elektrische Kraft läßt keine Spur in dem Raume zurück, den sie durchströmt, aber im Jahre 1720 war das 18. Jahrhundert vorgebildet worden. Der Protestantismus in der Politik und Religion war mit Bolingbroke in die vornehme Pariser Welt gekommen. Die Tradition verlor ihren Heiligenschein, und die Herrschaft der priesterlichen Würdenträger war bereits in der Theorie durch die der politischen Kapazitäten ersetzt. Bolingbroke war bald der frivolen Zerstreuungen müde, denen sich die jungen Höflinge der Regentenschaft hingaben, verheiratete sich mit Frau von Billeterie und bezog la Source, ein reizendes Landgut bei Orleans am Ursprung des Loiret. Dort lebte Voltaire mehrere Monate, von dem Unterrichte des verbannten Alcibiades und des freien Denkers gefesselt; dort wurde ihm von dem Weltmann und Politiker die Richtung seines geistigen Lebens und künftigen Einflusses gegeben.

Jeder von ihnen fand dabei seine Rechnung. Voltaire sah früher als Alle die Wiege des kommenden Jahrhunderts, und der Staatsmann seinerseits wußte nun, wie viel auf das Schicksal seiner Freunde und Feinde die Acquisition eines geistreichen Publizisten Einfluß habe. Darum, als Bolingbroke, der Nerven von Stahl hatte, 1725 wieder nach London zurückgekehrt war, versammelte er, der schlecht schrieb und gut sprach, die geistreiche und lebenswürdige Gesellschaft der Gay, Swift und Arbuthnot um sich. Alle diese hatte Voltaire gekannt, ehe er das Jahrhundert mit seinem Kampf und seinem Ruhm erfüllte. Gelockt von der Unterhaltung Bolingbroke's, begab er sich nach London, in demselben Jahre, als Gulliver's Reisen, der Ausbruch des bittersten Menschenhaßes, erschienen. Es hatte nämlich der Sturz Bolingbroke's, des liberalen Tory's, auch Swift's Sturz zur Folge gehabt, und der Schriftsteller konnte eine Demüthigung nicht verschmerzen, die der Weltmann trug, ohne zu erblassen. — Nach Hamilton und Bolingbroke wirkte für die Verschmelzung der englischen und französischen Gesellschaft noch der Lustspieldichter Destouches, der als Geschäftsträger des Abbé Dubois am englischen Hofe lebte. Verläufig gesagt, scheint er uns nur eine gute Komödie gemacht zu haben; und diese hat er nicht geschrieben, sondern selbst ausgeführt, als er das Oberhaupt der anglikanischen Kirche bat, vom Papste für seinen Herrn den Kardinalshut zu verlangen, und seinen Wunsch zur Erfüllung brachte.

Der Regent zeigte sich dem englischen Einfluß geneigt. Er liebte den Norden, denn er stammte aus dem Norden durch seine Mutter. Alles, was feindlich gegen ihn auftritt, ist aus dem Süden: Cellamare aus Spanien, aus Rom Alberoni. Er läßt sich von dem Schotten Law verführen, der unglücklicher Weise zur unrichtigen Zeit kam und den Boden nicht recht geprüft hatte, auf dem er bauen wollte. Der Regent, dieser lebenswürdige Mann, den der Anblick der Wunden Frankreichs ins Vergnügen stürzte und der einen sichern politischen Blick hatte, sah ein, daß der Süden seine Rolle ausgespielt; als Sohn einer Deutschen neigte er zu Deutschland und England. Es ist wahr, seine Sitten waren ein Skandal; aber seine Politik rettete Frankreich auf einige Zeit.

Nachhaltig und fruchtbringend für Frankreich war der englische Einfluß in zwei Männern: in Voltaire, dem Freunde und Schüler Bolingbroke's, und in Montesquieu, dem Freunde Lord Chesterfield's und Mitgliede der königlichen Gesellschaft in London. Wir sehen nicht mehr den Hof der Stuaris plump die Franzosen Ludwig's XIV. spielen, wir sehen das entnernte Frankreich sich die gesunden politischen Säfte Britanniens inokuliren. Der gegebene Anstoß schlägt weite Wellen, die Ringe reihen sich zur Kette zwischen beiden Ländern, Bezüge stellen sich in Menge her. Man bewundert in Paris die schöne Maria Perbey, die schon halb französisch ist; der Salon der Madame Dubessant öffnet sich den Freunden Bapole's; Wilkes erscheint bei Mad. Geoffrin und erschreckt die glänzende, glatte Gesellschaft durch seine schamlosen Reden; Frau von Boufflers will London nicht verlassen, ohne die Merkwürdigkeit des Landes gesehen zu haben, das lebendige Verikon, den Moralisten in folio, Samuel Johnson. In Paris ist Garrick Gegenstand der Eifersucht, wird Pume von den schönen Damen angeboten, erntet Gibbon die Früchte des Voltairischen Einflusses, und es fehlt nichts, diese Vermengung zu einer Verschmelzung beider Volkstämme zu machen, wie sie Professor Schloffer nennt, als die Ankunft Franklin's, die Abreise und die Kämpfe Lafayette's.

War in der That eine Verschmelzung vorhanden? Wir glauben nicht. Unter der Königin Anna war man in der englischen Gesellschaft, selbst in der

höchsten, noch weit davon entfernt, die französische Welt an Feinheit und Grazie zu erreichen. Die ausgezeichnetsten Männer lebten in den Klubs. Im Jahre 1703 diktierte Addison in dem Spectator seinen Landsleuten, wie Knaben, Regeln der Höflichkeit, die an die Ermahnungen Katharina's an ihre Ruffen erinnern (3). „Man soll seinen Hut abnehmen“, sagte er unter Anderem. Marie Wortley Montagu, die Frau eines Gesandten, machte sich durch ihre nachlässige Toilette bemerkbar und wagte eine freche Ballade gegen eine ihrer Freundinnen zu schreiben, gegen die Lady Murray, eine sehr geachtete Dame, die von einem Lafaien gröblich beleidigt worden war, „obgleich sie“ — sagte der boshafte Walpole — „gegen solche Angriffe durch mehr Kunzeln geschützt war, als je ein Menschenantitz bedeckten.“ Das Laster behielt immer etwas wildes, die Eleganz blieb edig, die Sittenstrenge rauh, die Religiosität fanatisch. Addison trat eben in dem Augenblicke auf, als diese Schärpen sich abschleifen und zum Peile der Geselligkeit abrunden konnten und verdankt seinen Ruhm der Zeitgemäßheit seines Talentes, zu vermitteln und zu ebenen. Er unterdrückte die Überlichkeit des Hoflebens und machte, daß die Höfliche sich derselben schämten; er milderte die rauhe Frömmigkeit der Bürger und überzeugte sie, daß es besser sey, sich liebenswürdig zu zeigen. Dies war seine Aufgabe. Auch stimmte man seinem milden Ernste aller Orten dankend bei, und sein würdevoller Styl half ihm, der Lehrer seines Volkes zu seyn; die öffentliche Censur der vor der Deffentlichkeit geschehenen Handlungen ward mächtig und zur Sitte in England.

In Frankreich war man wiederum weit entfernt von dieser Achtung vor der bürgerlichen Tugend; Diderot sollte sie erst später lehren. Was man Engländer um diese Zeit in Paris bewunderte, war der Lord Strommond, ein junger, prächtiger, schöner Mann, der es erzwingen konnte, daß er gefiel. Die Salons öffneten sich ihm von selbst, wie vor ihm dem Minister Bolingbroke, aber von den Sitten seines Landes wurde durch ihn nichts auf die Franzosen übertragen. Diese delikate Aufgabe übernahm eine Dame der großen Welt, jedoch auch ohne besondere Erfolge. Lady Hervey darf in dieser Zeit der Annäherung beider Völker nicht übergangen werden; sie war eine Schönheit, oder vielmehr die Schönheit ihrer Zeit, um deswillen sie noch nicht die Schönste gewesen zu seyn braucht. Die Mode hatte sie adoptirt, und der guten Laune derselben verdankte sie es, daß sie zum Abgott der Auserwählten zweier Länder erhoben wurde. Sie wußte die allgemeine Bewunderung zu ertragen und wurde nicht pedantisch, wie die geistreiche Lady Montagu, nicht unbesonnen, wie die Herzogin von Kingston, noch lieblos, wie die arme Miss Fave, deren rührende Geschichte in den Journalen jener Zeit zu lesen ist, die Königin einer Saison gewesen war und am gebrochenen Herzen starb. Gay, Pope, Voltair, Lord Chesterfield waren die konstanten Bewunderer der Lady Hervey, die bald Gelegenheit bekam, Frankreich kennen zu lernen und sich dort zu gefallen. Sie war, sagt Chesterfield, die Essenz alles dessen, was liebenswürdig ist, und ungeachtet der zahlreichen Huldigungen, von denen sie umgeben war, als sie noch Marie Lepel hieß und bei der Prinzessin von Wales als Ehrendame fungirte, fand sie die englische, halb puritanische, halb lafterhafte Gesellschaft zu lärmend in ihren Reigungen, zu wild in ihren Vergnügungen.

Die hannoversche Dynastie hatte die Frechheit der Höfliche Karl's II. gedämpft, aber seine Sitten waren darum noch nicht am Hofe heimisch geworden. „Ich begab mich zu Schiff nach Hampton-Court“, erzählt Pope in einem seiner anmuthigen Briefe, „und hatte keine Begleitung, als meine Tugend; sie konnte mich nicht vor allen Augen verbergen, und der Prinz von Wales, der mit einer Suite von Ehrendamen von der Jagd kam, bemerkte mich. Das schöne Leben! Man frühstückt westfälischen Schinken, besteigt ein gemiethtes Pferd, setzt über Gräben und Peden, und kehrt mit dem Fieber und einem purpurnen Strich über die Stirn zurück, der noch fataler ist, als das Fieber, und von dem zu engen Hute kommt. Kaum hat man sich den Schweiß ein wenig abgetrocknet, so wartet man eine gute Stunde bei der Prinzessin, schwätzt und bekommt den Schnupfen. Dann geht man zum Mittagessen, mit oder ohne Appetit, und gähnt, träumt oder arbeitet bis Mitternacht. Eine Einsiedelei im Walde, ein Taubenschlag an der Seite, ein Berg in der Perspektive ist in der That angenehmer. Miss Lepel (Lady Hervey) ist davon durchdrungen, wie ich, und was mir ihre tiefe Langeweile beweist, ist, daß wir drei oder vier Stunden im Mondschein mit einander spazieren gingen, ohne einem Menschen zu begegnen als Sr. Maj., die dem Großkanzler unter der Gartenmauer Audienz gab.“

Als die Ehrendame verheiratet war, ging sie nach Frankreich, blieb daselbst einige Zeit und ließ sich bald vom Reize der französischen Sitten fesseln. „Lady Hervey“, sagte Lord Chesterfield zu seinem Sohne, der in Paris lebte, „wird jeden Winter in Paris zubringen, und ich freue mich um deinetwillen darüber. Sie hat die vornehme Welt nicht verlassen, und keine ist schöner und anmuthiger und dabei so wenig frivol. Sie weiß außerordentlich viel Personalien, aber sie benützt sie nie; sie ist, wie die feine Gesellschaft seyn sollte, von den einnehmendsten und liebenswürdigsten Manieren.“ So urtheilt ein gewiegter Weltmann über sie und fordert seinen Sohn auf, sich unter die schützenden Flügel der Lady zu begeben. Diese, wie es scheint, nahm wohl seine Huldigung, aber nicht das Amt seiner Beschützerin an. Als sie einmal in Paris war, zusammen mit der Boufflers, Crequi und Montmorency, verließ sie so wenig wie möglich diese Stätte der mildesten und pikantesten Zivilisation. Sie war eine halbe Französin und erregte den Neid ihrer Londoner Freundinnen. „Ich halte sie für eine naturalisirte Französin“, sagte Lady Chesterfield; „sie ist nicht mehr von den Unfern.“ Walpole, Franzose durch die Richtung seines Geistes, Engländer durch seine originellen Reigungen, beklagt sich, „daß sie sich in Alles vergafft, was französisch ist.“ In ihrem achtundsechzigsten Jahre, also so spät sie nur konnte, ging sie nach London

zurück, um daselbst in Unglauben und „mit Grazie“ zu sterben. Unter den schrecklichsten Qualen schrieb sie an ihren Sohn, den Herzog von Bristol: „Ich fühle mein Ende nahen, aber ich leide nicht; kann eine alte Frau mehr wünschen?“ Walpole fügt hinzu: „Ihre letzten Worte waren glücklich, wie ihr ganzes Leben; die Glückseligkeit ist die wahre Grazie, und alle Welt kann sie an sich bannen, wenn auch die anderen Grazien auf ewig verschwunden sind.“

So verführte die englische Lady die Franzosen, und die französischen Sitten verführten die verführerische Lady; so fesselte der Ernst der Briten ihre Nachbarn jenseits des Kanals, und jene die Anmuth und Lebensfreudigkeit dieser. Die kühnen Ideen Bolingbroke's, die epikuräische Ungläubigkeit der Lady Hervey, die der Skeptiker Middleton erzogen hatte, durchdrangen plötzlich die Salons und das Volk, die Bürger und die Schriftsteller, die durch die Gesellschaft Ninon's de Lenclos und des Temple für die neue Geistesrichtung empfänglich gemacht waren. (Fortsetzung folgt.)

Mejiko.

Eine Reise in Mejiko.

II. Von Veracruz nach Mejiko.

(Schluß.)

Bestimmung der Indianer. — Die Räuber der Tierra Fria. — Anblick der Stadt Mejiko. — Der Paseo Nuevo. — Die Alameda.

Man begreift nicht, wie die Höhle mag entstanden seyn. Den Fußboden bildet eine ziemlich trockene Sandfläche, die Wölbung ist so hoch, daß sie kaum dem Auge ganz erreichbar ist, die Wände sind mit Reihen mannigfach geformter Stalaktiten besetzt, in der Tiefe erheben sich zwei Obelisk aus der Erde, die im Laufe der Jahre die Decke erreichen werden, noch weiterhin hat sich ein Amphitheater von feineren Säulen und Thieren gebildet, der Boden wird uneben, ganze Felsen müßt ihr überklettern, nur die Decke bleibt einförmig und schwebt drohend über euren Häuptern. Endlich, endlich athmet ihr auf, ihr seyd dem Tage wiedergegeben, frische, bebende Quellen rieseln um euch, und wie Diamanten glänzen die Stalaktiten im Sonnenlicht. Vier Stunden war ich durch die Höhle gewandert, als ich zurückkehrte. Man zeigte mir die Stelle, wo vor kurzem die Gebeine eines armen Indianers gefunden worden waren. Er hatte sich in der Höhle verirrt und war verhungert. Ein Hund, der dem unglücklichen Manne treu geblieben war, starb mit ihm. Die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal erschreckt viele Reisende, und die meisten besetzen am Eingang der Grotte einen Strich und gehen nur so weit, als derselbe reicht. Ich zog es vor, in gewissen Zwischenräumen Fackeln aufzustellen, die ich von den Indianern bewachen ließ. Was die Orientirung erleichtert, ist, daß sich die Grotte nur in der Richtung nach Nordost ausdehnt; die Einwohner behaupten, sie erstrecke sich bis Mejiko. Es ist das merkwürdigste Werk der Natur, das ich je gesehen habe, und der majestätische Eindruck, den es auf mich machte, wird nie in meinem Gedächtniß erlöschen.

Von Michapa gelangte ich auf einem reizenden Wege nach San Paolo. Als ich das Städtchen passirte, war der Akade eben beschäftigt, die Steuern einzusammeln. Ich ritt vorbei, um den ehrenwerthen Diener der Republik nicht in seinen Berechnungen zu stören, und hatte bereits die letzten Häuser des Fleckens erreicht, als mir ein Mann nachgelaufen kam und mir zurief, der Akade wolle meinen Erlaubnißschein, Waffen zu tragen, sehen. Ich ließ dem Akaden zurücksagen, er könne sich beruhigen; ich trüge die nöthigen Papiere bei mir, bedaure aber, nicht mehr umkehren zu können. Der Bote geht zurück, kommt aber bald mit etwa zwanzig Indianern wieder, die mich zwingen wollen, in das Städtchen zurückzureiten. Meine Begleiter waren eine Strecke vor mir; ich befahl ihnen, ihren Weg fortzusetzen, und ritt selbst weiter, unbekümmert um die Indianer, die mich umringten und unaufhörlich „Absteigen! absteigen!“ brüllten. Sie verfolgten mich eine Strecke; als ihnen aber mein Maulthierführer zornig mit dem gezogenen Säbel drohte, blieben sie stehen und thaten einige blinde Flintenschüsse in die Luft, gleichsam als wollten sie ihr Gewissen beruhigen. Darauf gingen sie zurück und werden mein Entkommen wohl haben büßen müssen. Die Behörden in den Rancho's sind gewöhnlich sehr grausam gegen die Indianer. Sie fordern von ihnen unbedingten Gehorsam und nehmen ihnen alle ihre Ersparnisse ab. Die Indianer, einmal dazu verdammt, arm zu bleiben, geben das Geld, das sie doch nicht behalten dürfen, für Branntwein aus. Es wird lange Jahre, vielleicht Jahrhunderte dauern, ehe sich diese Verhältnisse gründlich verbessern werden. Die Akaden mißbrauchen besonders das ihnen zustehende Privilegium, die Besteuerung der Indianer nach Belieben zu modifiziren; denn die Regierung kümmert sich wenig darum, wie viel denselben abgenommen wird, wenn sie nur die verlangte Summe bekommt. Die Indianer sind gleichgültig; sie dulden lieber, als daß sie sich beklagen, und ihre einzige Rache besteht darin, daß sie nach einem anderen Rancho auswandern.

Auf der Straße von San Paolo nach Tenancingo stehen auf einem Berge die Kreuze Christi und der beiden Schächer. Dieser Berg ist ein berühmter Wallfahrtsort, und wer den beschwerlichen Weg auf den Knien zurücklegt, des himmlischen Segens gewiß. — In Tenancingo bot man mir zur Wohnung eine Stube mit dem landesüblichen Ameublement an. Dasselbe besteht in einer Pritsche, über die man seinen Mantel als Matratze breitet, einem Tisch und einem schlechten Leuchter. Stühle sind hier ein seltener Luxus; man setzt sich auf sein Bett, da man nicht fürchten darf, es einzudrücken. In Tenancingo zeigte man mir die Zurüstungen zu dem bevorstehenden Feste der Madonna von Guadeloupe, das gegen zwanzigtausend Menschen herbeizieht und gewöhnlich durch Stiergefächte verherlicht wird. Alles wünschte mir

Glück, daß ich den Räubern entkommen sey, und versicherte mir, in der Tierra fria keiner Gefahr mehr ausgesetzt zu seyn. In der Tierra caliente hatte man mir das Gegentheil gesagt und mich vor den Räubern der Tierra fria gewarnt. Dies bewies mir, daß die Bewohner beider Klimate keine Gemeinschaft mit einander machen und sogar in einem gewissen gegenseitigen Haße leben.

Früher bestand eine Postverbindung zwischen Mexiko und Tenancingo, aber man war durch den schlechten Zustand der Landstraßen gezwungen, sie eingehen zu lassen. Cuernavaca, dessen wir oben erwähnten, ist in dieser Hinsicht glücklich, da daselbst regelmäßig täglich eine Diligence von Mexiko ankommt, die trotz ihrer Unsicherheit von sehr vielen Reisenden benutzt wird. — Hinter Tenancingo ritt ich einige Zeit auf einer verfallenen Chaussee, die einst mit großer Sorgfalt von den Spaniern angelegt wurde und nach den jetzt erschöpften Minen von Turco führte. Ich gelangte über Tenango und Toluca in die Ebene von Lerma, welche die Hauptstadt mit Mais und Maguey versieht. Lerma ist von Morästen umgeben und deshalb ungesund. Durch diese Moräste, die mit undurchdringlichem Gestrüpp bedeckt sind, führt die Chaussee nach Mexiko, ein herrliches Kunstwerk, dessen Bau in Betracht des sumpfigen Terrains äußerst schwierig gewesen seyn muß. Wo die Moräste aufhören, beginnt zu den Seiten der Chaussee ein dichter, wilder Wald von Lärchenbäumen, den die Erinnerung an die schrecklichen Räubergeschichten, die daselbst gespielt haben sollen, noch düsterer für den Reisenden macht, als er bereits ist. Man stößt fortwährend auf Soldatenpiquets, die, zur Sicherung des Weges, den Wald nach allen Richtungen durchziehen. Aber trotz dieser Bewachung wird täglich gestohlen und gemordet. Neuerdings hat man, freilich auch vergebens, die Räuber auf eine sonderbare Weise einzuschüchtern versucht. Man hing nämlich die Glieder eines gefürchteten Banditen, den man fesseln hatte, einzeln hier und da im Walde auf. Ich selbst sah einen Arm dieses Verbrechers. Dessenungeachtet ist die Regierung zu nachlässig, und dies ist kein Wunder, da mehrere unter den höheren Offizieren in Mexiko früher das Räuberhandwerk getrieben haben und sogar einer von den Adjutanten Santana's Bandenführer gewesen ist. Selbst wenn man einen Banditen eingefangen hat, nimmt man ihm nur das gestohlene Gut ab und läßt ihn dann laufen, und auch diese Strafe kann selten mit Strenge vollstreckt werden, da die Beteiligten gewöhnlich das Geld der Reisenden und der armen Indianer bereits vertrunken oder verspielt haben.

Je näher man der Hauptstadt rückt, desto mehr senkt sich der Weg; die fähle Luft macht einer wärmeren, der Lärchenbaum der Buche und Eiche Platz. Schon sieht man die Kanäle, von denen aus die Wasserleitungen der Stadt gespeist werden, noch einige Schritte und man steht vor dem Thale von Mexiko, dem größten und schönsten Panorama der Welt. — Dichtes Gras bedeckt die ausgetrockneten Seen, die zur Zeit des Cortez die Mauern von Mexiko bespülten. Damals enthielten sie salziges Wasser und hatten ihre Ebbe und Fluth, jetzt kann man nur mit der Karte in der Hand die Ebene finden, über der die ungeheuren Wassermassen gewogt haben. Am Fuße des Berges, auf dem ich stand, liegt Tacubaya mit dem bischöflichen Palast und einer herrlichen Olivenpflanzung, weiter hin Chapultepec mit seinen hundertjährigen Eypressen. Von da ziehen sich die Wasserleitung und lange Reihen von Bäumen bis an Mexiko, das mit seinen hundert Klöstern, Glockentürmen und hohen Gebäuden wie eine Stadt von Kirchen und Palästen erscheint.

Bei Tacubaya bewunderte ich die hübschen Landhäuser, die den vornehmsten Kaufleuten der Hauptstadt gehören. Hier ruhen sie am Sonntage von ihren Mähen aus und zerstreuen sich mit dem Monte-Spiel. Santana und seine Minister zeigten sich da nicht selten am grünen Tische und bezahlten manche Stunde mit Tausenden. — In Chapultepec steht ein Palast, der von dem Bicekönig Salver erbaut worden ist. Er war nicht selten der Zufluchtsort der Regierung, wenn dieselbe zu schwach war, sich in der Stadt zu halten, und bietet auch jetzt noch bessere Verteidigungsmittel, als die Citadelle, die nur eine große Kaserne mit Mauern und Gräben ist, aber viel zu niedrig liegt, um Mexiko beherrschen zu können. Chapultepec ist ausgezeichnet durch seine schönen Eypressen. Eine ist daselbst, die fünfundvierzig Fuß im Umfange hat und im Jahre 1520 dem letzten Kaiser zum Schutze diente. Reizend mischt sich unter das dunkelgrüne Laub ein graues Moos, das die Eypressen umkleidet und in den Kirchen zur Ausschmückung der Altäre gebraucht wird. Ein großer Theil dieser Bäume wurde im Freiheitskriege gefällt, als sich die Soldaten ins Schloß einquartiert hatten und mit dem edlen Holze ihre Küchen heizten. — Ich ging längs der Wasserleitung und fand sie an manchen Stellen zum großen Nachtheile des Wassers schadhast, obgleich bei nur einiger Sorgfalt diese Uebelstände verhütet werden können. Weniger nachlässig als in dergleichen Dingen ist man in Mexiko bei der Durchsuhung der Fremden. Die Zollbeamten geben mit der größten Genauigkeit zu Werke und langweilen Angefichts der romantischen Stadt der Welt die Reisenden mit ihrem eifrigen Suchen nach Contrebande. Vom Zollamte trat ich in den Paseo Nuevo, eine doppelte Allee noch junger Bäume, mit einer Fontaine, die von vergoldeten Statuen umgeben ist.

Auf dem Paseo promenirt jeden Abend halb Mexiko zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen. Die Kutschen fahren oft in zwei langen Reihen, die eine hin, die andere zurück. Zwischen ihnen paradiren die Reiter, die all' ihre Eleganz entwickeln, um sich den Damen im rechten Lichte zu zeigen. Diese sind in den schwerfälligen Karossen eingesperret und oft auch da noch vom Rauch ihrer Cigaritas eingehüllt. Denn nirgends ist der Gebrauch des Tabaks so verbreitet, als in Mexiko. Die Damen rauchen im Zimmer, auf

der Promenade, im Theater; die Postillons, die die beiden Maulthiere selbst der elegantesten Londoner oder Pariser Equipagen leiten, rauchen ebenfalls, ziehen auch ihre gestickten Jacken aus und bleiben in Hemdsärmeln, wenn ihnen zu warm ist. Einem Mexikaner eine Livree anzulegen, wäre unmöglich; auch bleiben die Diener zu kurze Zeit in einem Hause, als daß dies der Mühe lohnte. Die mexikanischen Sättel kosten zuweilen enorme Summen; sie sind mit silbernen Verzierungen und Goldstickereien überladen und mit Pelzwerk von Guadalupe-Ziegen besetzt, das allein an 30 Dollars werth ist. Ein gewöhnlicher Sattel wird mit 2000 Fr. bezahlt und wiegt das ganze Vermögen eines Ranchero aus dem Innern auf. Die feinen Herren treiben großen Luxus mit diesen Sätteln, zu denen noch gestickte Stiefeln, silberne Sporen, reichgeschmückte Hüte, leberne Beinkleider mit silbernen Knöpfen und goldgestickte Jacken gehören. Der Preis der Pferde steht dagegen in keinem Verhältnisse zu dem des Geschirrs. Das schönste kostet kaum 500 Thaler. Die mexikanischen Sättel haben, wie die arabischen, tiefe, hölzerne Steigbügel, die kaum gestatten, auf dem Pferde zu sitzen, sondern zum Stehen zwingen.

Des Sonntags kommt der Präsident mit großem Pomp auf den Paseo, von einer zahlreichen Eskorte begleitet. Er fährt drei- bis viermal die Promenade auf und ab, dann läßt er an der Fontaine halten, und die übrigen Equipagen stellen sich rings um ihn im Kreise auf. Eine ganze Stunde bleibt Alles unbeweglich im Wagen sitzen: Jeder überläßt sich seinen Betrachtungen und spricht kein Wort, nur einige kalte Begrüßungen werden gewechselt. Ist die Stunde vorüber, so zieht man in derselben Ordnung nach Hause, in der man gekommen war. Mit der Zeit wird die Promenade sehr langweilig. Man kennt zu rasch alle Spaziergänger, Pferde und Wagen, denn die Mexikaner versäumen ohne sehr wichtige Gründe die Stunde des Promenirens nie. Während der Fastenzeit ist der Paseo leer; man begiebt sich dann nach Viga, wo die Indianer mit Blumen geschmückt auf ihren Böden ihre melancholischen Lieder singen. Selbst manche Familie verläßt da ihren Wagen, um eine Wasserfahrt zu machen, während man im Paseo nie absteigt; denn die Frauen halten es für unanständig, zu gehen. Weit besser als der Paseo gefällt mir die Alameda, ein prächtiger Garten mit gigantischen Bäumen, frisch und ohne Staub, der eine köstliche Promenade abgeben würde, wenn nur die schönen Mexikanerinnen es über sich gewinnen könnten, den Fuß auf die Erde zu setzen; aber die Etikette zwingt sie in den Wagen, und sie werden sich des Nothwendigsten brauben, Schmuck und Kleider verkaufen, um nur einen Wagen zu haben, der dort doppelt so theuer ist, als bei uns. — Ich war auf der schönsten Seite nach Mexiko gekommen, denn gleich aus der Alameda kam ich in das Viertel der Kathedrale. Noch hatte ich die schmutzigen Gassen der Lepreiros nicht gesehen, und mein Ersauern war groß, als ich durch die breiten, geraden Straßen an den prächtigsten Palästen vorüberging, die Mexiko weit über die meisten europäischen Hauptstädte stellen.

Mannigfaltiges.

— Die Juden in England. Nach dem Muster einiger in Deutschland und Frankreich erscheinenden, zunächst für die Befenner der mosaischen Religion bestimmten Zeitschriften ward kürzlich auch in England eine von 14 zu 14 Tagen herauskommende Zeitung unter dem Titel *The Jewish Chronicle* begründet. *) Frühere Versuche ähnlicher Art, die dort bereits gemacht worden, sind mißglückt; der gegenwärtige geht jedoch von Männern aus, die sowohl ihrer Kenntnisse als ihres Charakters wegen die Achtung ihrer Glaubensgenossen besitzen, weshalb auch die Zeitschrift, obwohl erst seit einigen Monaten begründet, sich schon ein ansehnliches Publikum erworben hat. Sie ist eben so wie die kürzlich in „Suffex-Hall“ in London gestiftete „*Jews and general literary and scientific institution*“ (Jüdisches und allgemeines literarisches und wissenschaftliches Institut) zunächst zur Belehrung der arbeitenden Klassen bestimmt, schließt aber wie dieses auch die höhere Wissenschaft nicht aus und will dazu beitragen, daß die politischen Beschränkungen (disabilities), die noch auf den Juden Englands lasten, beseitigt werden. Aber beide Institute, die *Sussex-Hall* wie die *Jewish Chronicle*, die entschieden dem wissenschaftlichen wie dem socialen Fortschritt huldigen, bleiben im Punkte der Religion der alten Lehre treu, die weder in England noch in Nord-Amerika, wo doch für das Sektenswesen ein so fruchtbarer Boden ist, zu Abweichungen von der Glaubens-Einheit Anlaß gegeben hat. Das Sektenswesen aber faßt im Judenthume darum keine Wurzel, weil seine Befenner kein eigentliches Dogma haben, und weil die Individuen, auch wenn sie den freiesten philosophischen Ansichten huldigen, keiner geistlichen Autorität Rechenschaft darüber schuldig sind, sondern auch dann immer noch, selbst von ihren Rabbinen, als Juden angesehen werden. Jede Verbindung zu einer Sekte würde die Anerkennung einer Autorität, die Beschränkung also der im Judenthume, wie es im westlichen Europa und in Nord-Amerika sich gestaltete, ungehinderten Autonomie des Individuums wie der Familie seyn — und daher jene Erscheinung, die häufig schon in England wie in den Vereinigten Staaten als ein Widerspruch mit dem Leben angesehen worden. Nur in Polen, Rußland und in der Türkei, wo die weltliche Autorität der Rabbinen von der des Staates aufrecht erhalten wird, könnten jüdische Sekten erklärlich und, wenn sie nicht eben wieder an jener Autorität scheiterten, auch möglich seyn.

*) *The Jewish Chronicle* (new series) and working man's friend, mit dem auf den Psalmen entlehnten Motto: „Vertraue auf Gott und thus, was recht ist.“